

Dr. Lorenz Sonderegger

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **27 (1933)**

Heft 21

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

oder Verwerfung vorgelegt werden müssen. Aber der Bund muß sofort Geld haben. Er kann nicht solange warten, bis das Volk darüber beraten und abgestimmt hat. Die Not ist zu groß, und es ist Gefahr für Land und Volk vorhanden. Darum wurde der Bundesbeschuß als dringlich erklärt. Das dürfen die Räte tun, die Verfassung gestattet es. So tritt der Bundesbeschuß sofort in Kraft, ohne daß das Volk darüber erst noch abstimmt. Man hat das nur ungern getan. Wir leben in einer Demokratie. Das Volk will seine Rechte ausüben. An Stelle des Volkes haben die Abgeordneten darüber entschieden. Sie übernehmen dafür auch die Verantwortung. Auch während des großen Krieges haben wir erfahren, daß Not kein Gesetz kennt. Damals gab man dem Bundesrat Vollmacht, zu regieren, ohne die Räte und das Volk zu fragen. Nur in Zeiten der Not und Gefahr darf das geschehen. In gewöhnlichen Zeiten muß man sich streng an die Verfassung halten.

In Zeiten der Not haben sich unsere Väter zum Schweizerbund zusammengeschlossen. Heute, wieder in Zeiten der Not, müssen wir zusammenhalten. Freilich werden es unsere Anstalten spüren, wenn der Bundesbeitrag kleiner wird, und auch unser Verband wird sich mit weniger begnügen müssen. Aber heute muß jeder sein Opfer willig bringen. Einer für alle, alle für einen!

Dr. Lorenz Sonderegger.

Dieser Arzt und Menschenfreund wurde im Jahre 1825 geboren und starb im Jahre 1896. Er wirkte in Balgach, Altstätten, und von 1873 an in St. Gallen. Er war ein Förderer des Kantonsospitals in St. Gallen, schrieb Büchlein für Kranke, Unheilbare, Altersschwache und Waisenkinder. Er wollte nicht nur Krankheiten heilen, sondern sie verhüten. Darum schrieb er ein Buch: „Vorposten der Gesundheitslehre“. Darin sagt er, wie man sich ernähren, sich kleiden, wohnen, leben soll, damit man gesund bleibt. Wir werden in der Zeitung nach und nach Verschiedenes daraus bringen. Für heute lassen wir den Dichter F. Reinhart über Dr. Sonderegger erzählen. Wir entnehmen die zwei Abschnitte dem prächtigen Buche „Helden und Helfer“, Verlag Sauerländer & Cie., Aarau.

Lorenzli, der Schuldoktor.

In die Realschule zu Rheineck war ein Knabe eingetreten, der Lorenz Sonderegger von Grünenstein. Beim Lehrer ging er ein und aus,

da der Weg zu weit war nach Hause. Bleich und schwächlich sah er aus; es hieß, er habe schon fast alle Krankheiten gehabt. Aber in der Schule stand er nicht zurück, und besonders von Pflanzen und Tieren wußte er schon vieles. Und erst, als der menschliche Körper an die Reihe kam, da schnellte sein Finger bei jeder Frage in die Höhe. „Der Magen ist die Küche des Menschen“, schnatterte er herunter, „und die Lunge ist das Waschhaus“. „Woher weißt du das, du Bleichschnabel?“ Er wurde rot: „Meine Mutter weiß das alles, sie ist so geschickt wie ein Doktor!“ Und wirklich, bald erhielt auch der Grünensteiner Lorenz den Uebernamen eines Schuldoktors, den er auch verdiente.

Wie konnte er aufbegehren, wenn einer der Mitschüler auf den Boden spuckte! Wenn aber einem ein Unglück geschehen, war Lorenz der „Chum mer z' Hilf“. Mit einer Handvoll kühlem Wasser in den Nacken stillte er ihm das Nasenbluten. Mit spitzen Fingernägeln zog er andern die Dornen aus dem Fuße, und auf einem Schulspariergang erwarb er sich den höchsten Ruhm, den ein Knabe erwerben konnte. Ueber sandige Halden ging's hinauf. Plötzlich ein Schreckensruf: „Eine Schlange, den Jakobli hat eine Schlange gebissen!“ Der Lehrer war noch weit zurück. Da sprang der Grünensteiner Lorenz herbei, warf sich vor dem Jakobli nieder, preßte die Lippen auf die Wunde und sog das Gift heraus. Alle standen mit angehaltenem Atem da. Als der Lehrer kam, nickte er erleichtert, wie man ihm erzählte, was Lorenz getan. Auf dem Wege zum Arzt lobte er den Knaben: „Du mußt ein Doktor werden.“

Als die Schulbuben einmal im Rhein badeten, da hatte Lorenz Sonderegger ein Erlebnis, das ihm zeitlebens nie aus dem Gedächtnis schwand.

Es war ein heißer, schwüler Sommertag. Die Knaben waren nach der Schule eilig ans Wasser gelaufen. Der Lehrer hatte ihnen wohl eingeschärft, sich gehörig abzukühlen, ehe sie ins Wasser sprangen. Aber das Baden war ihnen etwas Alltägliches wie Speis und Trank. Auch der Lorenzli von Grünenstein hatte mit den andern schwimmen gelernt; er hatte es leicht mit seinem schlanken Körper. Er schwamm wie ein Ball flußabwärts. Aber er wollte es auch flußaufwärts zwingen, trotz den dünnen Armen. Doch da schießt der Rhein so heftig um die Ecke! Lorenz schwamm dennoch mit den andern. Sie riefen ihm zu: „Vorwärts

und den Kopf hoch!“ Ja, es gelang, es mußte gelingen! Aber der Atem! Es ist — so — schwer — den — Rhein — hinauf! „Vorwärts! Lorenz! Wo bleibst?“

Herrgott! Der Sonderegger Lorenz! Zurück! Ein wildes Rufen: „Wo ist der Lorenz? Helft! Um Gotteswillen.“ Dort ein glänzender Kopf, ein bleiches Gesicht! Einer schießt heran, faßt den langen Schopf, zieht ihn ans Ufer. Alles eilt herbei: Gottlob! Gerettet! Aber nein! Er atmet nicht mehr! Die Lippen werden blau. Weißer Gischt schäumt aus dem Munde! Alles schreit und hastet: „Der Arzt, holt den Arzt!“ Lorenz liegt da in nassen Grase, weit geöffnet den Mund, die Augen groß und starr zum Himmel gerichtet. Einer wagt sich heran, schüttelt ihn, dreht ihn, der Kopf fällt kraftlos zur Seite. „Stellt ihn auf den Kopf!“ ruft einer, „daß das Wasser herausläuft!“ Doch ein anderer wehrt: „Bist du verrückt, das darf man nicht!“ Immer lauter, immer wirrer wird der Lärm, das Schreien. Da, gottlob, der Arzt. Zufällig hat man ihn auf der Straße getroffen im Fuhrwerk, er springt herab. Rasch zieht er den Rock aus. „Holt Sand, warmen Sand!“ ruft er, „frisches Wasser und Tücher zum Reiben! Aber vorwärts!“ Nach allen Seiten eilen sie. Der Arzt wendet den Knaben, zehn-, fünf-, zehnmal, drückt ihn mit den Handflächen zwischen den Achseln, bewegt ihm die Arme auf und ab. „Ein Rüttlein her!“ Die Stimme schrillt. Jetzt mit dem dünnen Rüttlein kitzelt er den Schlund. Er horcht: „Noch nichts! Sand her!“ Der Arzt muß Atem schöpfen. Die Knaben reiben den ganzen Körper mit warmem Sande. Da! Er röchelt, bewegt die Lippen, er atmet!

„Hurra! Lorenz! Gerettet!“ Er richtet sich mühsam auf, fällt wieder zurück, erbricht Ströme von Wasser. Der Arzt nickt, legt den Körper sorgfältig auf die Tücher. Müde schließt Lorenz die Augen, doch er atmet, atmet. Das Leben ist wieder da, er ist gerettet.

Der Arzt nimmt den Knaben nach Hause, legt ihn zu Bette, wärmt den Körper mit Decken und Krügen. Als der Knabe am Morgen in Schweiß gebadet erwacht, steht die Mutter mit Freudentränen an seinem Bette. „Mutter!“ schluchzt er, „o, dank dem Doktor, er hat mich gerettet! Ohne ihn wäre ich jetzt tot!“ Von diesem Tage an hatte Lorenz Sonderegger nur den einen Gedanken: Arzt zu werden!

(Schluß folgt.)

Zur Unterhaltung

Unser tapferes Christineli.

Am 3. Oktober konnten wir alle sehen, daß unser kleines Christineli doch schon tapfer und sehr verständig ist. Papa rief eben um 2 Uhr alle Kinder vom Hof in die Schule. Als letztes Kind kam die kleine Christine oben um die Stallecke. Sie war ganz aufgereggt. Sie sagte und deutete, daß Frä. Lächli oben im Dorf verunglückt wäre. Papa wollte sich zuerst vergewissern, ob Frä. Lächli wirklich ausgegangen wäre. Er konnte es sich nicht gut erklären, wieso das kleine Christineli etwas wissen konnte von einem Unglück oben im Dorf.

Papa fragte darum zuerst im Hause, wo Frä. Lächli wäre. Sie war wirklich ausgegangen. Nun wollte Papa rasch hinauf ins Dorf. Da brachte Julius unser Fräulein gerade die Haustreppe hinauf. Frä. Lächli hinkte bedenklich. Sie hatte sich den linken Fuß übertreten.

Wie war das Unglück geschehen? Frä. Lächli war auf die Post gegangen. Sie hatte dazu Christineli mitgenommen. Auf der Post mußten beide lange warten. Schon hatte die Schuluhr zwei geschlagen. Nun wollten beide so rasch als möglich wieder heim. So rannten sie auf der naßglatten, glitschigen Teerstraße. Frä. Lächli verknackste sich den linken Fuß. Sie spürte einen heftigen Schmerz und wurde fast ohnmächtig. Sie konnte sich aber an einem Gartenhag noch anlehnen und zu Christineli sagen: Geh' rasch heim. Hole Mama! So rannte nun das kleine, tapfere Christineli heim und brachte die Unglücksbotschaft. Frä. Lächli aber wartete oben bei Herrn Wagner-Kuhni. Die brachten ihr einen Stuhl zum absetzen. Da kam Julius gerade herbei. Und so brachte er sie nach Hause.

Christineli aber ist recht verständig gewesen. Sie hat den Unfall richtig gemeldet. Bei einem Unfall muß man immer sofort helfen oder Hilfe herbei rufen. Darum ist es auch nötig, daß die Taubstummen sprechen lernen. Dann können sie alles gut erzählen und ihre Gedanken richtig sagen. Und wenn die hörenden Leute die Gehörlosen gut verstehen, dann sagen sie: Das sind aber geschickte Kinder. Die kann man ja ganz gut verstehen.

-mm-